

Die Neue Welt

Nr. 27

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

(Fortsetzung.)

Vom Vorhause her kam Schlurfen mit Tapsen. Die Thür ging auf, zwei Männer schleppten eine Lade, großmächtig wie ein zwiefpänniges Bett, herein und setzten sie mitten in der Stube nieder. Hinter ihnen kam der Raibl Andres mit der großen Amtsmiene im Gesicht, ein Duzend Holzhaner, ältere und jüngere, folgten ihm. Raibl nahm sofort auf dem besten Platz, das Gesicht gegen das Fenster gekehrt, an dem Frank saß. Der legte die Pfeife fort und fuhr sich mit der Hand über den Mund.

ab und reichte Raibl den Schlüssel. Und schon rief er:

„Her mit dem Faß! ... Franzl, bring' die Zinnmaß und das kleine Glas! ...“

Eifrige Hände hoben das Faß und stellten es auf einen Stuhl vor die Lade und den neuen Richter; der Holzhahn stak schon. Die Frau des Holzhaners kam mit dem glänzenden Zinnkrug und dem Glasnäpfchen. Aufogleich begann Frank mit dem Zapfen. Rene erhielt das Gläschen und mußte anstoßen.

„Auf's Wohlsein! ... Der Herr Förster und die Frau Försterin! ...“

behindert fühlte. Sie erhob sich. Sofort drang man von allen Seiten auf sie ein, doch noch zu bleiben.

„Das geht nicht!“ sagte Raibl und machte eine Verbeugung nach der anderen. „Jetzt wird's ja erst lustig! ... Die Bierzeiter werden Sie doch noch anhören! ... Was im ganzen Jahr g'sehen ist, wird jetzt durchgehelt! ... Da müssen S' doch dableiben ... so was haben S' ja überhaupt noch nicht gehört! ... Sehen S', der lange Lorches spitzt ja schon die Lippen ...“

Rene blieb fest. Sie that noch einmal Bescheid,

und suchte sich ihrem Manne zu nähern. Er gab ihr kein böses, aber auch kein gutes Wort, wich aus, ging früh und kam spät nach Hause; lebte vollständig seinem Dienste. Und sie konnte ihm keine Vorwürfe machen, denn sie war es ja, die ihm den Gehülfen genommen. blieb für Lene nichts als die Arbeit. Mit einer hellen Wuth griff sie zu, und immer mehr lud sie sich auf, so daß selbst die Magd den Kopf schüttelte und unruhig wurde, weil sie glaubte, sie sei überflüssig, und man wolle sie entlassen.

Lene waren „die Stadtbuben“ willkommen. Und so kamen sie denn eines Nachmittags mit der Kofel, die zu Markte gegangen war, amarschirt. Ein junger Wachszieher, der Sohn eines Lohgerbers und ein kleiner, bieder „Ziegelherr“, alles Bürschchen von zehn bis zwölf Jahren, die sich einbildeten, beim „Dafel Gruber“ Hirse und Wildhauern schießen zu können, Nester von Geiern und Falken „anzuzehmen“, und jeden Tag etwas Gutes zu essen zu bekommen. Auf ihren Hüften platteten Wildfedern, der Eine hatte ein Nebzingslas voll Pulver in der Hosentasche, der Andere einen gefüllten Schrotbeutel, der Dritte einen zugefeilten hohlen Schlüssel und ein Messer, das im Griffe stand. Gleich hinter der Stadt hatten sie zu rauchen begonnen, daß die Kofel in Angst gerieth und sich in ihre Haut hinein schäute.

Sie wollte diesen Unfug gleich ihrer Frau erzählen, aber die Buben ließen sie nicht zu Worte kommen.

Einen Augenblick hatten sie gestöhnt, dann waren sie über Lene hergefallen. Der Eine faßte sie am Rock, der Andere ihre Hand, der Größte, der junge Wachszieher, der schon vor einigen Jahren in Konradstentz zur Sommerfrische gewesen, schlang beide Arme um sie.

„Ach Tant' Gruber, wie haben wir uns gefreut!“

„Kriegen wir bald was zu essen?“

„Ich hab' einen jungen Kiebitz g'esehen! ...“

„Bald hätten wir ihn erwischt ...“

„Schlafen wir wieder in der großen Stube,

und Halloh: die Bande hatte auf dem Boden des Schuppens zwei Stangen entbedt. Der „Wachszieher“ kannte die Tradition. Ein Schlag wurde aufgestoßen, die Stangen hinstengelassen, gerade gegenüber der Pumpe, und unten etwas eingegraben. Und sofort begann das Knutschen. Einer nach dem Anderen sauste hinab, daß sie manchmal im Knäuel übereinander lagen. Die Gesichter glühten und die Augen glänzten.

Als der Förster nach Hause kam, fand er seine Frau in der Stube vor dem kleinen Dicken knien und mit Nadel und Scheere an ihm herumhantieren. Der „Ziegelherr“ hatte sich beim Stangen-Knutschen ein großes Dreieck in seine Hose gerissen. Gruber sah den Knaben streng an und sagte:

„Ich hab' nichts gegen das Knutschen ... Aber Ihr müßt die Stangen wieder forträumen, wenn Ihr es satt habt ...“

„Ach ja ... Herr Förster! ... Wenn der Hütbub nicht kommen wär' ...“

„Und macht mir keine Dummheiten! ... Sonst müßt Ihr sofort wieder nach Hause! ...“

Der Kleine drückte sich an Lene, in seinen Augen standen Thränen.

Beim Abendessen konnte sich die Kofel nicht genug wundern. Die Buben stopften die Kartoffeln und den Weiskäse in sich hinein wie in Säcke.

„Habt Ihr denn acht Tage fasten müssen?“

„Nur tüchtig essen, hat die Mutter gesagt,“ antwortete der Dicke. „Nur tüchtig essen! ...“

„Und es schmeckt auch besser!“ meinte der „Wachszieher“. „Ich esse sicher noch fünf Erdäpfel! ...“

„Und ich drei! ... Gelt, Fran Tant'?! ...“

Der kleine Hütbub rettete sofort ein Häuflein der Knollenfrüchte hinter seinen linken Arm ...

In der folgenden Nacht wurde die Försterin plötzlich wach. Es kam ihr vor, als hätte Jemand sie an dem Ärmel ihrer Nachtsacke gezogen. Sie rieb sich die Augen; in dem Zwielicht der Sommernacht war schwer etwas zu erkennen. Da hörte sie die Flüsterstimme des kleinen Dicken:

Da konnte der Hütbub sich nicht mehr halten und mit der abgebrannten Stange einer Ofenrinne versuchte er seine Peiniger zu befehlen.

Alle Daumen lang mußte Lene eingreifen. Es war für die Bande der Gipfel des Vergnügens. Mund um Mund ging dann die Jagd: „Dachs! Dachs! ...“ schrien die Mader, und der Hütbub sprang und stüchtete sich zuletzt in die Arme seiner Herrin. Manchmal rutschte der Försterin die Hose aus; der Betroffene sah sie an, als wäre ihm das größte Unrecht geschehen, und sagte vorwurfsvoll:

„Aber Tant'! ...“

Denn mußte sie dann trüben und dem Hütbub einen guten Bißchen zustecken, damit Alles wieder Gleiches war, wenn der Förster kam.

Schon am zweiten Tage wollten die Buben in den Wald gehen. Zu was waren sie denn hiesig angekommen, wenn sie nicht jagen und schießen sollten? ... An den Förster trauten sie sich nicht. Stecken sie sich hinter die Tante. Die that ihr auch den Gefallen.

„Damit Einer den Anderen anschießt? ... Zu Sachen! ...“

Damit war die Sache erledigt.

Ein paar Stunden herrschte im Lager der Buben reine Verzweiflung. Tief beleidigt drückten sie sich herum, maulten, warfen mit Steinen nach den Hühnern, damit diese auch etwas davon hätten. Der kleine Dicke suchte seine Umhängetasche hervorzuziehen und klappte sie wehmüthig auf und zu.

Da erinnerte sich Einer, daß sie beim Hermarfchen drinnen vor der Höhe über einen Bach gekommen waren. Ein Zusammenstecken der Köpfe, ein kurzes Flüstern und Tuscheln, und für ein paar Stunden waren die Buben verschwunden. Gegen Abend kamen sie wieder, völlig durchschwitzt, Hosen und Hemden voll Bachschlamm und grüner Wasserlinsen. Die „Ziegelherrn“ hatten sie zum Deutebewahrer besteuert. Seine Taschen strotzten. Langsam leerte er den Fackel auf den Tisch: Ein paar Grundeln, drei kleine Krebschen, zwei dicke, grüne Frösche, die noch zuckten, einen Salamander. Kalmskneuel, Erlensätter, ...

kommen. Sie zitterte jetzt, wenn sie die Burschen nicht in ihrer Nähe wußte. Die Klagen mußte sie über sich ergehen lassen, die Wütenden besänftigen und durfte dem Förster doch nichts sagen.

Das ganze Haus empfand die „Stadtbuben“ als eine Last.

Am Freitag der zweiten Woche kamen die beiden Jüngeren schreiend und weinend in die Stube gestürzt.

„Er hat sich geschossen . . . er muß sterben.“ jammerte der Dicke.

„Geschossen? . . . Ihr habt doch kein Gewehr?!“

„Mit den Schlüsselbüchsen! . . . Er hat doch einen Griff dazu geschickt! . . . Und da ist sie zerprungen . . .“

Lene lief mit den Knaben nach der Holzkammer. An einem Hautstock lehnte der „Wachzieher“

und sah auf das von seiner Hand rinnende Blut. Zu seinen Füßen lag der geplagte Schlüssel.

Lene kam der Born. Sie schüttelte den Burschen.

„Du! . . . Du! . . . Einem so etwas anzuhängen! . . .“

Der „Wachzieher“ biß die Zähne übereinander, sagte aber kein Wort.

„Das muß ich dem Förster sagen! . . .“

Lene wandte sich an die Andern . . . „Und Ihr wißt doch! . . . Richtet Euch zusammen! . . . Morgen geht es wieder fort! . . .“

Die Wunde erwies sich nicht als gefährlich; ein längerer Fleischriß, der keine Muskel und keine Ader getroffen hatte.

Gruber wollte die Buben noch an demselben Abend fortschicken. Aber Lene bat und sprach von der Verantwortung, wenn den Burschen auf dem weiten Wege, jetzt, wo die Nacht drohe, etwas zustoßen würde.

Am anderen Tage, in aller Frühe zogen sie ab mit der Kofel, die mit hochaufgepacktem Korbe und ihrem Stöcke langsam und vorsichtig zu Thale lag.

Und wieder war es einsam in dem Forsthaus

mathischen Universität, um die Studentenchaft Berlins wegen ihrer heldemüthigen Theilnahme an den blutigen Kämpfen des 18. und 19. März zu beglückwünschen. Was er bei dieser Gelegenheit von dem politischen Leben in der Hauptstadt sah, erfüllte ihn mit bangen Ahnungen. Das liberale Bürgerthum wies die Aufforderung der Arbeiter zurück, sich mit ihnen zum Schutz der Freiheit zu verbinden, und bat gleichzeitig, die von Truppen entblößte Stadt mit Soldaten zu besetzen — zum Schutz gegen die Arbeiter. Die Reaktion begann denn auch sogleich herein zu brechen. Schwerer als andere Städte wurde Königsberg von ihr heimgesucht. Die Blätter, an denen Schweichel mitgearbeitet hatte, mußten eingehen; das Feuilleton der „Hartung'schen Zeitung“, in das er sich zurück zog, wurde ihm durch einen Wink von Oben verschlossen. Er ging als Hauslehrer in die Provinz und wurde ausgewiesen; in Hamburg traf ihn das gleiche Schicksal. So sah er sich denn schließlich gezwungen, eine neue Heimath in der Schweiz zu suchen. Der Feind war eben mächtiger als er, und er ließ ihn noch einmal seine schwere Hand fühlen, als Schweichel später von der Schweiz aus nach Königsberg gereist war, um sich zu vermahlen. Bei seiner Rückkehr wurde er mit seiner ihm Tags zuvor angetrauten Gattin in Berlin verhaftet und auch von hier ausgewiesen.*

In Lausanne, wohin Schweichel sich gewandt hatte, gelang es ihm wider Erwarten bald, sich durch Privatunterricht und als Lehrer an der Mittelschule, an College und Akademie eine neue Existenz zu gründen. Inmitten einer schönen und großartigen Natur und auf das Glückliche verheiratet, fand er denn auch die poetische Stimmung wieder. Es entstanden jene Novellen, welche Land und Leute der romanischen Schweiz und Savoyens schildern und später in vier Bänden gesammelt erschienen. Ueber diese Novellen schrieb an Schweichel's hiezigstem Geburtstag „Ueber Land und Meer“: „Hier begegnen wir bereits dem fertigen Dichter. Es befinden sich unter diesen Erzählungen Musterwerke

sie an dem „Demokratischen Wochenblatt“ und Weider Ziel war die Zusammenfassung der gespaltenen Arbeitervereine Deutschlands. Als dann im Monat September 1868 zu Nürnberg der Vereinstag der deutschen Arbeitervereine stattfand, begründete Schweichel das auf dem kommunistischen Manifest beruhende Statut. Liebknecht sagte von seiner damaligen Rede, sie habe wesentlich dazu beigetragen, „daß die Mehrzahl der deutschen Arbeitervereine zum Bewußtsein ihrer Klasseninteressen gelangte und der Vormundschaft arbeiterfreundlich thuerender Gegner entzogen wurde.“

Inzwischen hatte Schweichel seinen Roman „Der Artschwinger“, welcher den letzten Aufstand Polens gegen Rußland zum Hintergrunde hat, in der „Deutschen Romanzeitung“ veröffentlicht, und deren Verleger, Otto Janke, nahm daraus Veranlassung, dem Verfasser die Redaktion des Feuilletons dieses Blattes zu übertragen. Zu diesem Behufe kehrte Schweichel Mitte des Monats Dezember 1868 nach Berlin zurück, wo er noch heute lebt. Die Redaktion führte er dreizehn Jahre lang.

Fern von dem Kampfe des Lebens und der Parteien durfte er foran ganz seinem innersten Verufe folgen. Es erschienen jetzt „Der Bildschützer vom Achensee“, „Die Falkner von St. Vigil“, worin der Kampf der Tiroler unter Andreas Hofer für ihre Unabhängigkeit geschildert wird, „Der Kranweithof“ und, als Früchte einer Reise durch Italien, „Italienische Blätter“ und die Erzählung „Camilla“, welche den Kampf der Italiener um ihre Freiheit und Einheit zum Gegenstande hat. Ferner „Sein oder Nichtsein“ und der Roman aus dem Bauernkriege, dessen Mittelpunkt die heldische Gestalt Florian Geyer's: „Um die Freiheit“. Außerdem steuerte Schweichel für fast jeden Jahrgang des sozialdemokratischen Kalenders seit dessen Bestehen eine Erzählung, vorwiegend aus dem Leben der Arbeiter, bei. Wahrlich nicht gering auch ist die Zahl seiner literarischen, kulturgeschichtlichen und biographischen Aufsätze, die er, von dem Feuilleton der „Romanzeitung“ und anderen Blättern abgesehen, haupt-

Haus und Hof.

Von Emil Rosenow.

Unter allen menschlichen Bedürfnissen sind es zwei, die uns besonders beherrschen und unsere Einrichtungen bestimmen; es ist das Bedürfnis nach Speise und Trank und das Bedürfnis nach Ruhe. Mag unsere Beschäftigung noch so einfacher Art sein, immer wird bald ein Wechsel des Zustandes eintreten, der Körper wird ermüden und von selbst in Schlaf verfallen. Diesen Zustand beobachten wir schon bei der Pflanze. In der Erfüllung des Bedürfnisses nach Speise und Trank und mehr noch des Bedürfnisses nach Ruhe hat der Mensch sich immer weiter veredelt, bis zur heutigen Höhe der Kultur.

Haus und Hof! Was Alles schließen diese Begriffe in sich ein und wie lang ist der Weg, den der Kulturmenschen zurückgelegt hat, um von den Anfängen menschlichen Wohnungswezens zu dem heutigen Zustande emporzukommen. Dabei ist dieser sogar noch weit entfernt, ein vollkommener zu sein.

Mit der Kultur, mit der zunehmenden geistigen Erkenntnis, sind auch unsere Ansprüche an die menschliche Wohnung gewachsen. In seinen Kulturanfängen sehen wir den Menschen in Bezug auf das Wohnungsbedürfnis noch unter dem Tiere. Selbst der Fuchs sucht an jedem Abend seinen Bau auf und den Zugvogel treibt auch nach langer Abwesenheit sein Heimatsgefühl immer wieder in das gewohnte Nest zurück. Der menschliche Bewohner des Urwaldes aber läßt sich nieder, wo ihm wandernde Pflanzen und dicke Verschlingungen den nötigen Schutz bieten. Erst da, wo der Kampf gegen eine rauhe Natur aufgenommen werden muß, beginnt der Urmench, sich eine Wohnung zu bauen.

Frühest ist sie sehr primitiv. Die südamerikanischen Urtbewohner bereiten ihre Speisen

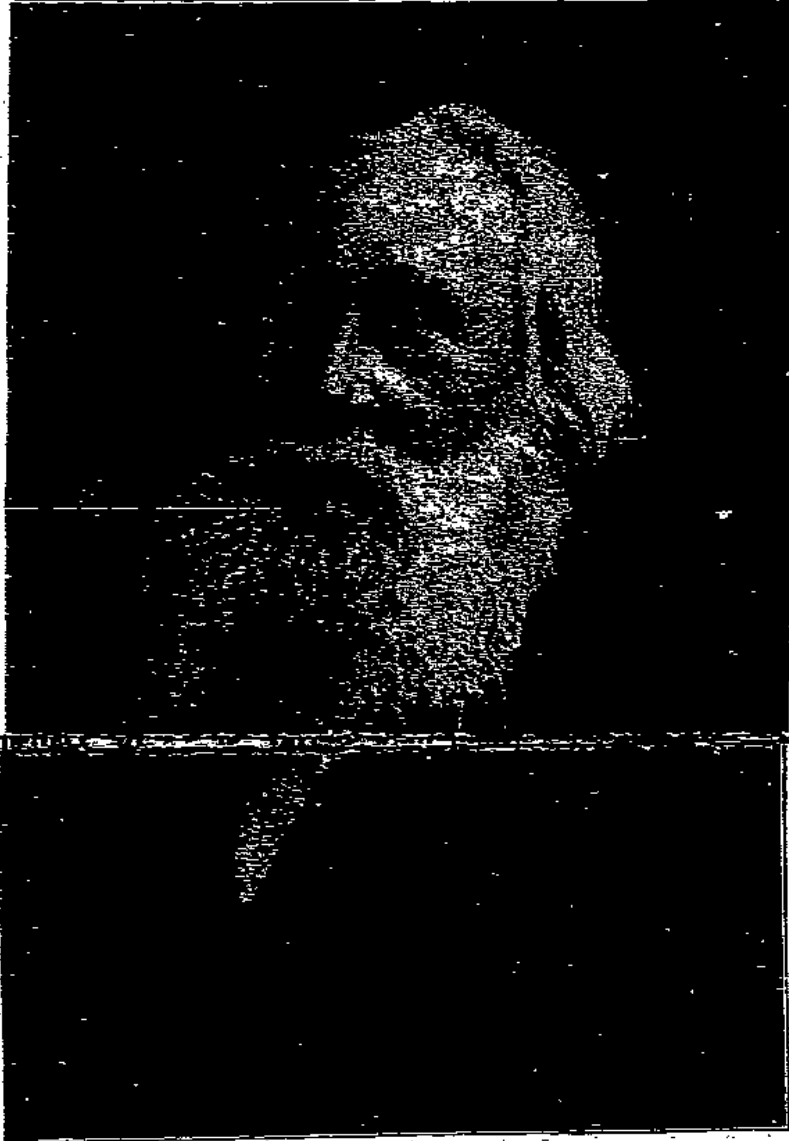
in einem Loch, welches sie am Rasplatz in die Erde graben. Wird es Nacht, so kehren sie die glühende Asche heraus, kriechen in das Loch und das „Nachtquartier“ ist fertig. So sind fast überall die Erd- und Felsenhöhlen die ursprünglichsten Wohnungen gewesen. Erst später ging die Bevölkerung der Tropen zur Hängematte als nützliche Wohnung über, die bald nur aus Fellen, bald aus Schnüren oder geflochtenem Bast bestand und den Bewohner vor kriechenden Tieren und vor der Feuchtigkeith des Bodens schützte.

Aber bis zur eigentlichen Wohnung war doch immer noch ein weiter Schritt. Den ersten Anfang einer festen Wohnung sehen wir noch heute bei den Eingeborenen von Nordbrasilien. Sie errichten Schirme, indem sie senkrechte Pfähle im Halbkreis in den Boden stecken und Baumrinde daran befestigen. Die Neger in Westafrika errichten einen einfachen schräg gestellten Schirm, den sie mit Moos und Blättern besetzen, um dadurch die Nachtälte abzuhalten. Nur zwei gabelförmige Stangen stützen das Ganze. Nephalische Schirme soll man noch heute bei den Urtbewohnern Australiens antreffen.

Solche Wohnungen dienen natürlich nur der Befriedigung augenblicklichen Bedürfnisses; ihr Eigentümer läßt sie wo sie eben sind, sobald er weiter wandert. Anders stand es jedoch mit jenen Gegenden, die dem Menschen nicht genug Rohmaterial zum Bau augenblicklicher Unterkünfte boten. Dort, und zwar besonders in den Steppen, Wäldern und an den Küsten der Meere, wurden die Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker bald gezwungen, zu einer weiteren Form der Wohnung überzugehen, dem Zelt. Drei oder vier starke Baumstämme in die Erde gesteckt, oben zusammengebunden, damit sie eine Kugel bilden, geben das Gerüst, darüber gedrehte Felle, Tierhäute oder eine Wellenbede die Bedachung. Das Ganze kann leicht transportiert werden. Größere herabgehauene Zelte haben oben eine Öffnung, damit der Rauch des Feuers abgehen kann. Die Bauart des Zeltes wechselt je nach den Verhältnissen der Völker.

Die größte Vollkommenheit erreicht das Zelt bei den Hirtenvölkern der gemäßigten Zone. Hier wird es solide aus Weidenstäben und Filddecken errichtet; bei den reicheren Stammesgenossen sind diese Decken meist reich verziert. Auch hat das Innere dieser Behausung bereits eine bestimmte Anordnung, die man bei Völkern niedriger Kulturstufe noch vermisst. Dem Eingange gegenüber, vor dem Lager des Wirtshes, befindet sich der Feuerplatz; das Lager selbst ist mit dicken Filddecken und Polstern überzogen und mit Kissen von feinem Fuchsenleder geschmückt. Bisweilen ist auch der Boden des Zeltes dick mit Decken oder Teppichen belegt; dann hat der Feuerplatz ein besonderes Zelt. Ein Ehrenplatz und eine Lagerstätte für die Gäste ist da, und man findet oft Vorhänge von Seide oder theuere Teppiche, daneben aber auch stets schlechte Luft, Ungeziefer und Unreinlichkeit.

Die größeren Bedürfnisse zwangen bald zum Bau festerer Wohnungen. Von jener Zeit an, da



Robert Schweichel.

durch den Uebergang von der Jagd, Fischerei und Viehzucht zum Ackerbau ein Nomadenvolk sesshaft wurde, begann es auch die Wohnung solider zu bauen. Zugleich waren ihre Bewohner oft gezwungen, sie zum Schutz gegen Ueberfälle zu befestigen. Um sich vor herumziehenden Raubthieren zu schützen, wurden oft, wo die Vertheidigung es zuließ, die Wohnungen über dem Wasserspiegel angelegt. Auf diese Weise entstanden jene Pfahlbauten, die 1853 und 1854 in den Schweizer Seen entdeckt wurden. Solche Pfahlbauten hat man bei fast allen an größeren Wassern wohnenden Völkern nachgewiesen. In die tiefsten Wasserstellen am Ufer waren Pfähle eingetrammt, und auf diesen erhoben sich die aus mit Lehm überklebten Korbbündeln gebildeten Hütten, welche später zu regelrechten Blockhäusern wurden. In diesen Pfahlbauten mag sich oft ein reges Leben abgewickelt haben. In Europa waren solchergestalt ganze Dörfer errichtet worden.

Bis zur Zeit der Pfahlbauten war die menschliche Wohnung im Wesentlichen nur der Schlafraum. Alle Thätigkeit ward außerhalb der Behausung verrichtet. Jetzt aber ward sie mehr und mehr in das entstehende Haus verlegt, und dem entsprechend wurde die Behausung immer massiver und gegen die Einflüsse der Natur widerstandsfähiger gebaut. Sehr verschieden war das Material, mit welchem gebaut wurde. Schwere Balken, Thon, Lehm, Steine, ja, sogar Eis und Schnee sind die Mittel, die der Mensch, je nach der Gegend, in welcher er lebt, ver-

wendet. Das festere Material gestattete, die Wohnung auszubreiten und bewirkte so die Anlegung verschiedener Räumlichkeiten, die zusammengesetzte Wohnungen. Die Anfänge einer wirklichen Baukunst begannen sich zu entwickeln. Der überall vorkommende und leicht zu bearbeitende Lehm war das Mittel der Baukunst, die immer großartiger aus- gestaltet wurde.

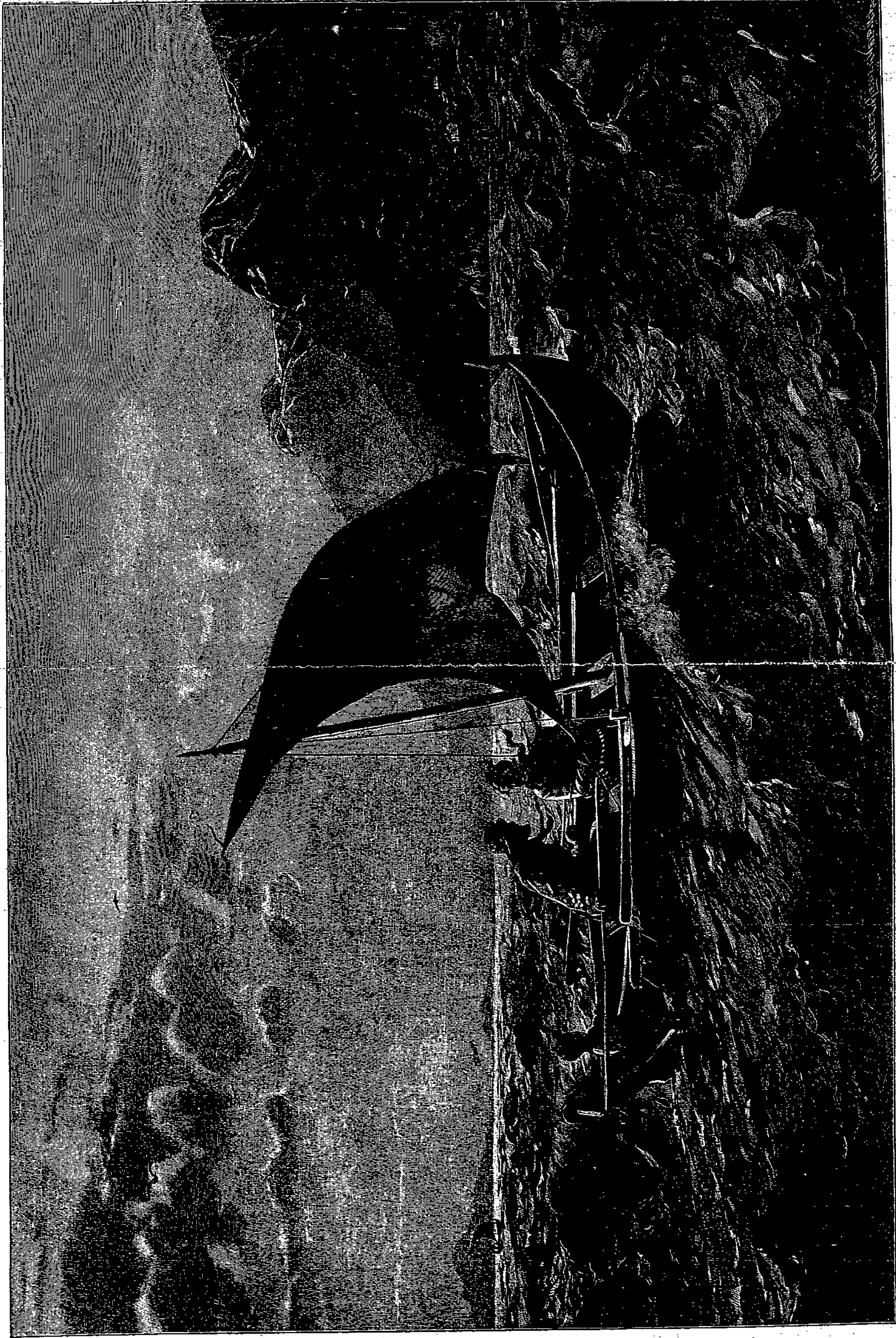
Schon bei den halbwilden Völkern findet man selten eine menschliche Wohnung allein. Das gemeinsame Interesse, die Familienbände, das Zusammenhalten zum Zwecke des Schutzes vor allerlei Feinden zwang zu gruppenweisem Zusammenwohnen. Je höher die Besitzung stieg und Ueberanstrengung veranlaßte, je höher der Boden bewerteter wurde, der sich zur Anlage menschlicher Wohnungen eignete, desto enger siedelten sich die Menschen beieinander an. Bald erhoben sich die Wohnhäuser in Gruppen und es bildeten sich bergestalt die Ortschaften.

Die Anlage der Ortschaften ist stets verschieden je nach den Gebräuchen und Eigenarten der einzelnen Völker; man kann noch heute an den Ortsanlagen erkennen, welche Stämme sie erbaut haben. Als aus Deutschland die Römer vertrieben waren, traten die deutschen Großen überall in deren Fußstapfen. Die Hörigen, welche zwangsweise oder freiwillig sich in der Nähe der Burgen ansiedelten, gaben den Burgen bald den Charakter befestigter Städte. Zunächst waren sie Burgflecken und lehnten sich in ihrem Bau durchaus an den Burghau an. Eine andere Art der Ortsgründung war diejenige, welche die christlichen Missionare hervorriefen und deren Mittelpunkt eine Kirche oder ein Kloster war. Eine dritte Gruppe bildeten die Dörfer und Ortschaften, welche die freien Germanen erbauten. Sie wurden an den wenigen Handelsstraßen errichtet und sind kennlich an der langgestreckten Bauart, rechts und links von der Straße oder entlang dem Ufer eines Flusses. Die vierte Gruppe bilden endlich die slavischen Ortschaften, die noch heute an ihrer geschlossenen Form kennlich sind. Die einzelnen Höfe eines solchen slavischen Dorfes bilden, eng aneinander geschlossen, einen Ring um einen annähernd kreisförmigen Platz, der nur an einer Stelle einen Eingang bietet und einen Teich enthält. Die Hausgärten verbreitern sich hinter den Höfen sächerförmig nach außen. Selbst heute hat die moderne Entwicklung der Städte diesen ursprünglichen Charakter noch nicht vollständig verdrängen können.

Die Werthschätzung, die die Wohnung in den Augen des Menschen genießt, ist bald ein zuverlässiger Gradmesser für den Stand der Kultur. Je kultivierter ein Volk, desto besser der eingetretene Volksgenossen Wohnung. Der rohe Urgus, den wir häufig schon bei den Zeltbauern der Hirtenvölker in der Verwendung kostbarer Teppiche sich entfalten sehen, weicht bald einem einfachen und natürlichen Schmuck und Geschmack, welcher sich zur Aufgab stellt, durch den Bau des Hauses und den Einbau des Baues etwas auszudrücken. Je höher die Kulturstufe ist, desto mehr tritt auch im Bau des Hauses das Streben hervor, der Gesundheit des Bewohners zu dienen. Hell flutendes Tageslicht, der Strahl der Morgensonne, die Abwesenheit schädlicher Dünste, die Nähe stehenden, reines Wassers, fruchtbarer Boden, auf welchem die notwendigen Nahrungsmittel gezogen werden können, sind entscheidend für die Auswahl des Bauplatzes und den Bau der Wohnung selbst.

Bei dem Bau und der Einrichtung der Wohnung bei den verschiedenen Völkern sehen wir immer mehr den steigenden Einfluß des Weibes. Je mehr das Weib die Stellung verliert, die es im Leben des Stammes einnahm und sich der Herrschaft des Mannes beugen muß, desto mehr wächst seine Herrschaft innerhalb des Hauses. Der Geschmack der Frau hat überall veredelnd auf die Gestaltung und Einrichtung des Hauses eingewirkt.

Bei dem Volke der Griechen hat das Wohnhaus als solches nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt. Es hängt dies zusammen mit dem Umstande, daß die Familie im hellenischen Staats-



Copyright 1866 by Franz Hanfstaengl, München.

Hans Dahl: Auf sonnigen Wellen.

wesen überhaupt aus dem Gesichtskreis gerückt erscheint. Das Wohnhaus verschwindet vollständig neben dem öffentlichen Gebäude. Bis in das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung blieben die Wohnhäuser unaufgeblüht und dürftig. Um das demokratische Gleichheitsgefühl der Kunstsinne nicht zu verletzen, verboten den Griechen selbst Gesetze den architektonischen Schmuck der Privathäuser. Den Spartanern gebot eine Verordnung Lykurg's, zum Deckengebälk bloß die Art, zu den Thüren bloß die Säge und sonst kein anderes Werkzeug zu verwenden; aber selbst in dem glanzvollen Athen war es mit den Wohnhäusern nicht besser bestellt. Sie waren der Ort, wo die Nahrung eingenommen wurde und der Bürger sich zur Ruhe legte. Nur in ihren Landhäusern begannen die Athener einen größeren Luxus zu entfalten. Die griechischen Stadthäuser waren Band an Band gebaut, je zwei hatten eine Brandmauer. Sonst bestanden sie aus Fachwerk von Holz und Ziegelflecken mit Kalk oder Stuckputz, einfarbigem Anstrich, während die Eingangshalle eine bunt gemalte Dekoration schmückte. Auch hier kamte man schon die Miethshäuser. Man kam durch das Hausthor in den Hof oder, in besseren Häusern, in die Eingangshalle. Mittelfst des Thürklopfers oder durch Rufe meldete sich der Fremde an, der dann, eingelassen, durch Thür und Hof in das Innere des Hauses gelangte, in die Gemächer der Männer. Ein Mittelgang trennte sie von den Gemächern der Frauen. Hinter diesen Räumen lag der große Arbeitsaal für die Wollbereitung und Weberei, Lagerräume für die fertigen Gewebe. Die ärmlischen Bürger- und Miethshäuser waren jedoch weit dürftiger eingerichtet. Sie hatten meistens nur einen Hof und dann ein zweites Stockwerk, zu welchem eine Treppe vom Hofe hinaufführte. Das obere Stockwerk bewohnten die Frauen, das untere die Männer. In ganz kleinen Häusern und auf dem Lande war gewöhnlich nur ein gemeinsames Wohnzimmer vorhanden.

Entstehung der Einfachheit des Hauses

Die griechische Stadt sehr wenig einnehmend aus. Man darf sie nicht nach den öffentlichen Prunkbauten beurtheilen, die bloße Däner in der Mitte waren. Athen scheint wohl Abstrichgepflegt gehabt zu haben, Straßen und öffentliche Plätze aber waren höchst unansehen. Von Theben wird berichtet, daß die Bürger ihre Dünghaufen vor den Thüren hatten. Enge, windige, unansehende Straßen, ungemüthliche Wohnhäuser, davon ist eine Anzahl Prunkbauten, das war die griechische Stadt. Eine ganz andere Bedeutung als bei den Griechen bekam das Wohnhaus im Laufe der Zeit bei den Römern. Zwar verlebte in Rom der freie Bürger den größeren Theil des Tages auf dem Forum, doch kam auch in die öffentlichen Angelegenheiten Rom bald eine gewisse Steigheit. Die politischen Entscheidungen wurden von langen Vorbereitungen abhängig, die im Hause stattfanden und dem häuslichen Leben eine steigende Bedeutung gaben. Das Haus des Patriciers wurde der Versammlungsort der Partei; hier empfing er seine Klienten, hier wurde alles Rathgebende besprochen. Es hat freilich lange Zeit gedauert, bis in Rom sich der Prunk zu entwickeln begann, von dem uns die Geschichtsschreiber melden. Noch im 174 vor unserer Zeitrechnung protestieren am Hofe Philipps von Makedonien die Römerjünger über das uneheliche Ansehen der Hauptstadt Italien. In der letzten Zeit der Republik konnte Rom mit seinen nicht besonders guten Straßen, die sich an den Hügeln hinauf und zu den Thälern herabzogen, mit seinen hohen Häusern und sehr schmalen Seitenwegen sich demüthlich nicht mit Capua messen, welches herrlich angebaute in der Ebene lag. Praktische öffentliche Anlagen, wie Herbergen und Wasserleitungen, waren damals der Stadt Rom, während der punische Mariner selbst bei den Tempelbauten noch fehlte. Nachdem jedoch die punischen, macedonischen und jüdischen Kriege unermessliche Schätze nach der Überfluth gebracht hatten, begann der Luxus sich unter der herrschenden Klasse Roms anzudeuten. Der Prunk der Paläste und Landhäuser bewirkte auch eine allmähliche Verschönerung des

bürgerlichen Wohnhauses. Nach dem neronischen Brande im Jahre 64 n. Z. erstand Rom völlig neu. Die Wohnhäuser wurden mit bis zu einer gewissen Höhe ganz feuerfest aus Stein angefüllt, die Quartiere planmäßig, die Straßen breiter und gerader angelegt und mit Arkaden eingefast.

Wenn in der mittleren Zeit der Republik Rom eine so einfache Stadt gewesen war, daß sich Cato erst in seinem Alter dazu herbeiließ, die Wände seiner Wohnung — tünchen zu lassen, so war Rom nach dem Brande voll der herrlichsten Prachtbauten, die zum Theil freilich auch den sittlichen Verfall der herrschenden Klassen, die Begleitererscheinung des Luxus, erkennen ließen. Der alte heilige Familienherd, den der Römer hochgehalten hatte, kam in eine entlegene Stelle des Hauses und gleichzeitig wich das einfache Familienmahl den toll verschwendertischen Gastereien, bei denen sich die Schaar der Klienten sammelte. Bald bekamen diese Wohnpaläste die Ausdehnung kleiner Städte. Cincinnatus behaute bekanntlich vier Morgen Land, selbst; und Plinius schildert uns nun, daß diejenigen Römer zu eng zu wohnen glaubten, deren Paläste nicht mehr Flächenraum bedeckte als Cincinnatus' ganzes Landgut.

Der Consul Lepidus ließ in seinem Hause zuerst Schwelgen aus numidischem Marmor legen, und dieses Haus erachtete nun als das schönste Roms. Aber so rasch stieg der Luxus, daß kaum dreißig Jahre später Lepidus' Palast nicht mehr den herrlichsten Platz unter den Palästen Roms einnahm. Säulen und Zimmer wurden mit Gold, bunten Steinen und Perlmutter ausgelegt. Die Tafelung der Speisezimmer bestand vielfach aus verschiebbaren Eisenplatten, hinter denen Füllhörner und Röhren angebracht waren, die während der Tafel auf die Schwelgenden Blumen und wohlriechende Flüssigkeiten herabgoßen. Nero hatte das berühmte goldene Haus gebaut, aber bereits unter Theodosius war seine ausschweifende Pracht durch zahlreiche andere Paläste überboten. Ein Palast war alsbald nicht mehr bloß ein Haus; er hatte seine eigenen Plätze,

Reimbahnen, Tempel, Fontainen, Gärten, Säulengänge, Thier- und Vogelhäuser, Teiche und Gänge. Dabei war in Rom noch die Baumwelt behindert durch den beengten Platz. Auf dem Lande aber, wo nichts den Großen hinderte, seiner Leppigkeit und Prunksucht die Zügel schießen zu lassen, wurden die Paläste die äußere Erscheinung eines Ueberreichthums, der bereits wieder barbarische Formen annahm. Das Leben des besitzenden Römers war ja ein einziges Genießen, und wie er, wenn er sich in toller Schwelgerei den Wagen gefüllt hatte, mit einer Feder den Samen sigelte, bis er sich erdrach, um alsdann die Schwelgerei von Neuem zu beginnen, so hatte er auch in seinem Prunkpalast sogenannte Armenstuben, ärmlich eingerichtete Zimmer, die er an gewissen Tagen bewohnte, um durch freiwillige Armut den nachherigen Reiz des Genusses nur desto mehr zu steigern.

Je prunkvoller aber der Palast des Großen sich darstellte, desto elender wohnte die Masse des Volkes, gegenüber welches der römische Besitzende, als der „misera plebs“, eine tiefe Verachtung empfand. Auch in Rom treffen wir Miethshäuser, die oft bis zu fünf Geschossen hoch gebaut sind. Zumeist freilich bestanden sie nur aus Parterre und zwei Stockwerken und konnten nichts von der Pracht des römischen Palastes. Sie hatten nur einen Gangflur, kleinen Hof, Speiseraum, Kochraum und ein Loch, in welchem die Hausflaven ihr Leben zubrachten. Meist auch lag nach der Straße zu ein vermischteter Laden, in welchem ein Händler sein Wesen trieb. Dampf und Lichtlos wie diese Räume war auch das Leben ihrer Bewohner und hatte nichts gemein mit dem Prunk und der Schlemmerei in der Wohnung des reichen Römers.

Als die römische herrschende Klasse, entwertet durch ihr fast unerschöpfliches Lotterleben, zusammenbrach und gleichzeitig auch das Ende des römischen Weltreiches kam, übertrugen die barbarischen Nachbarn der Ebene Europas, den „trauten Mann zu beerben“. Die blühenden Kulturländer der Römer wurden der Schauplatz unglücklicher Verwüstungen. Mehrere Jahrhunderte dauerte das

Bogen und Drängen der Völkerwanderung, aus der allmählig die neue europäische christliche Staatenbildung hervorging.

Die Häuser der ersten christlichen Zeit werden in der Hauptsache wohl dem römischen geblieben haben, weil die Völker das römische Vorbild überall vor Augen hatten. Doch sind sie wesentlich einfacher gewesen. Leider sind unsere Kenntnisse hierüber höchst unvollkommen. Erst aus späterer Zeit sind uns Reste von Hausfassaden in Deutschland erhalten, nach deren Grundlinien man einen Rückschluß auf Haus und Hof jener Zeit thun kann.

Der erste Haustypus, dem wir in Deutschland begegnen, ist das „geschlossene“ Haus in seiner denkbar einfachsten Gestalt: ein ungetheilter Raum, aus hölzernen Pfosten und Balken hergestellt, ein festgewordenes Hirtenzelt. Da die Menschen, die dieses Haus erbaut hatten, noch nicht völlig sesshaft waren, haftete auch dem Hause noch der bewegliche Charakter an; leicht, wie es aufgeführt wurde es wieder abgeschlagen. Nach Drosius und Dio Cassius besaßen die wandernden Germanenstämme Wagenhäuser, worin sie auf ihren Wanderungen und Kriegszügen Weib und Kind mit dem Wenigen ihrer Habe fortzuschafften. Als um das Jahr 200 unserer Zeitrechnung der bedeutendste der Suevenstämme, die Semnonen, in die fruchtbaren Gebiete des Südens wanderten, kamen sie zur Errichtung fester Wohnsitze. Das Haus ward ein Blockhaus, hauptsächlich errichtet aus Holzstämmen, wobei jedoch auch schon Flechtwerk und Lehm verwendet wird. Das Hausdach war mit Stroh oder Schilf bedeckt, welches man im Winter mit Mist bewarf. Bald ward das germanische Wohnhaus immer mehr zum festen Holzbau mit weiter Halle. Manchmal war das Gehöft rings um einen riesigen Baumstamm gezimmert, der seine gewaltigen Aeste durch das Dach emporreckte. Im Hintergrunde des Hauses braunte auf dem Herd das nie erlöschende Feuer, in dessen Nähe sich der Hochsitz des Hausherrn und die Plätze der Ehrengäste befanden. Stall und Scheune waren entweder neben oder im Wohnhaus selbst angebracht. Unterirdische Räume wurden als Keller, Vorrathskammern oder Weberäume benutzt.

Fast alle germanischen Häuser staken noch theilweise in der Erde und waren mit Stufen versehen, auf denen man in das Innere hinauf stieg. Erst nach Beendigung der Völkerwanderung lernten die Deutschen von den Slaven, ihre Häuser aus der Erde heraus zu arbeiten. So verschiedenartig aber auch heute in Deutschland die Formen des Hauses sein mögen, sie sind insgesamt aus der allgemeinen Gestalt des germanischen geschlossenen Hauses herzuleiten, dessen Bau sich nach den Sitten und Gebräuchen der einzelnen Volkstämme geändert hat.

Am besten ist dies noch heute zu erkennen am altfriesischen Hause. In seiner Bauart rein erhalten, kann man es noch heute in Westfalen sehen. Hier ist Alles: Wohnung, Stall, Scheune unter ein und demselben Dache eines mächtigen Baues vereinigt. Er hat die Gestalt eines 20 — 40 Meter langen Rechtecks; über den niedrigen Wänden erhebt sich ein hohes, rauchgeschwärztes und moosüberzogenes Strohdach. Die hölzernen Pferdeköpfe an den Giebelbrettern sind noch eine Erinnerung an den heidnischen Wotandienst. Breit durchzieht das Haus, in seiner ganzen Länge, die sogenannte „Lemme“, von welcher rechts und links die Stände der Pferde und des Viehes liegen. Ueber diesen Ständen ist der Futterboden und darüber ist, bis hoch zur Dachfirst, auf Brettern und Stangen die Ernte untergebracht. Geht man die „Lemme“, auf welcher die Wirthschaftswagen stehen und das ganze Hausleben sich abwickelt, hinunter, so kommt man am anderen Ende in die bescheidenen Wohnräume des Bauern, der für sich den kleinsten Theil des Hauses in Anspruch nimmt. So wohnt im friesischen Hause der Bauer noch mit seinem Vieh unter einem Dache; es ist der niedrigste Typus des heutigen deutschen Wohnhauses. Von ihm aus können wir nun, fast Schritt für Schritt, noch heute die stete Vervollkommnung des Hauses beobachten. Eine weitere Form des friesischen Wohnhauses sehen wir im Bau des Saterländers in Oldenburg. (Schluß folgt.)

Gerechtigkeit.

Novelle von Johannes Schlaf.

(Schluß.)

Gebelt ist auf eine der Holzpritschen niedergesunken. Aufrecht sitzt er da, die Hände mit leise sich krampfenden Fingern auf den Schenkeln, und steht mit einem wirren Grinsen umher. Unwillkürlich richten sich seine Blicke endlich in die Höhe zu den kleinen, eisenvergitterten Fensterrahmen oben unter der Decke, die schon blau sind von dem anbrechenden Tage.

Er weiß nicht, was mit ihm ist, wo er sich befindet, was mit ihm werden soll. Keinen Gedanken kann er fassen. Erstarrt ist seine Seele in einem innerlichsten Grausen und Schauern. Nur das eine Gefühl hat er, daß er im Gefängnis ist; zum ersten Male in seinem Leben im Gefängnis. Daß er irgendwie ehrlos ist, in Schande und Erniedrigung gerathen. Und ihm ist, als wäre er mit einer dicken, fressenden Schmutzschicht überzogen, unter der er ersticken müßte.

Jaja! Obdachlos! Nichtig! — Zwei Nächte lang hat er kein Obdach mehr gehabt; hat nicht mehr gearbeitet.

Du großer Gott! Was war denn mir eigentlich mit ihm los?!

Entsetzt gingen seine Blicke über das dunkle, dunstende Gewirr all' der Menschenleiber.

Bettler, Landstreicher, Diebe, Zuhälter, Trunkenbolde, Obdachlose. Das elendeste, unglücklichste, verkommenste Gesindel, der Abschaum der Großstadt.

Es ist aus mit ihm; er ist am Rande, am äußersten Rande!

Dampf haften seine Blicke an dem kleinen blauen Bierdeckel oben, von dem sich ein bleiches, fahles Zwielicht über die Decke hinlegt. Leise reiben seine Hände über die Schenkel; seine Kinnladen kauen, und es wirrt ihn in der Kehle.

Und wieder erinnert ihn dieses öde, blaße Zwielicht an die Sterbestunde seiner Frau. Es war auch gegen Tagesanbruch gewesen, als sie in seinen Armen verschied. Dasselbe fahle, fröstelnde Licht in dem fahlen, armseligen Zimmer. Der elende Strohsack, auf dem sie gelegen hatte; die schmutzige, zerstückte, fadencheinige Decke. Und er hörte ihren letzten, verhauchenden Seufzer, ihr letztes, sorgenvolles Wort: „Water!“

Und sie war so ein gutes, braves Weib gewesen! Womit hatte sie denn eigentlich all' das Geld verdient?!

Und weiter zurück führten ihn seine Erinnerungen in die ersten guten Zeiten ihres bescheidenen Wohlstandes und weiter, wie dann Alles so Schlag auf Schlag gekommen war. — Und plötzlich wurde etwas in seinem Gehirn hell; ein einziger Gedanke: Gerechtigkeit! — Wo war denn eigentlich nur noch Gerechtigkeit in der Welt?!

Da saß er mit seinen grauen und in Ehren ergrauten Haaren, ein rechtschaffener, braver und ehrlicher Mensch von Kopf bis zu Fuß, hier unter diesem Abschaum, unter diesem verkommenen Gesindel, als ob er in aller Welt nichts Besseres werth wäre.

Und mit einem Mal lachte er; leise, kurz und böse. — Und sank in sich zusammen und fing an, über diesem Worte zu brüten: Gerechtigkeit. Und seine Hände hallten sich und preßten mit schwerem Druck auf die Schenkel, seine Muskeln strammten sich und seine Kinnladen knirschten.

Gerechtigkeit! —

Und das Wort wurde so etwas wie eine Forderung.

Gerechtigkeit! —

Im Vorraum wurde es jetzt lebendig. Schutzleute kamen, Beamte gingen mit Papieren; es wurde gesprochen und konferirt. Durch die offene Thür brach aus dem Flur die helle Frühlingssonne herein. Die Gasskammen kämpften mit dem Tageslicht, das durch alle Lufen oben in dem Raum drang.

Auch über die Pritschen hin regte es sich. Man richtete sich in die Höhe, reckte sich, gähnte, stöhnte, stand auf, fing an hin und her zu gehen; es wurde

geschwätzt, gelacht. — Vorn klirrte etwas. Ein paar Männer brachten große, dampfende Blechklübel, Geschirre und Brot angeschleppt. Eine Pritsche wurde frei gemacht, die Klübel wurden geöffnet, das Brot und die Geschirre vertheilt: der Frühkaffee.

Es gab einen Andrang. Man stieß sich und zankte. Die Beamten schafften Ordnung. Dann hockte man umher, und es gab ein Geschlapp, Geschlürfe und Getöse. . . .

Es war gegen Mittag, als Gebelt wieder frei war und übermächtig, wirr und mit blinzelnden Augen draußen vor dem Gebäude, in der warmen, hellen Frühlingssonne stand.

Er befand sich beim Bahnhofs Alexanderplatz. Oben gingen die Züge hin und her, aus der schwarzen Halle heraus, in die Halle hinein; um ihn herum toste der Verkehr des Platzes.

Eine Weile stand er so da, taumelnd und verwirrt in der blendenden Helle des Sonnenlichtes. Endlich setzte er sich in Bewegung, schen und verdrückt, wie ein stutziges Thier.

Kaum fühlte er seine Füße. Es war, als ob es ihm nur so hintrüge — und in seinem Gehirn immer nur dieser einzige bittere, wirrende Gedanke: Gerechtigkeit! —

Und da überkam ihn eine seltsame, irre Empfindung; so ein sonderbarer, gegenstandsloser, stillwühlender Grimm, der ihm die Fäuste in den Rocktaschen krampfte, ihm in allen Muskeln zog und zuckte und ihm ein stoßendes, kurzes, heftiges Lachen aus der Kehle preßte.

Wirgen! Wirgen! Jrgend wen wirgen! — Weil ihm seine sechs Kinder gestorben, weil ihm seine Pferde krepirt waren, weil seine Frau sich die Schwindsucht angederert hatte, weil tausend und abertausend Hallunken in Glück und Wohlstand lebten und ein braver, ehrlicher Kerl zu nichts in der Welt gut ist, als daß ihm eine Last und ein Drangsal nach dem anderen aufgehaßt wird, als daß er im Dreck verkommt, wie ein Stück Vieh!

Und all' der Munder und Lurus in den Schaufenstern, an denen er hinstrich, zerkrummt, schmutzig, krank, hungrig, ehrlos und angetroffen, all' die Menschen, die da an ihm vorüberhasteten, dieser ganze bunte, brausende, fröhliche Verkehr: das Alles wuchs zusammen und einte sich zu einem einzigen, feindlichen Wesen, zu einem einzigen bösen, unbarmherzigen Wesen, dem er nie ein Leid gethan, und das es nur darauf angelegt hatte, ihn zu Grunde zu richten. Warum? Weil er zu gut war, zu gut und zu dumm! Und weiß der Teufel! Das war richtig! Nichtig, wie nur irgend was in der Welt! Zu gut und zu dumm!

Es war, als wenn ihm ein Schleier von den Augen fiel und als wenn er sich einen Augenblick mit den Augen dieses feindlichen, bösen Wesens sähe, das ihn da umlauerte und umbrauste, daß es ihm in den Ohren klang, wie ein einziges großes Spott- und Hohngelächter. Und er lachte dieses Lachen mit, blieb stehen und lachte laut und hart und grell auf, lachte über sich selbst, daß so ein polizeiwidrig gutes und dummes Thier eben zu nichts Anderem in der Welt da ist. Und er verstand das. . . .

Aber plötzlich zuckte er auf in einer brennenden Scham, als würde ihm von allen Seiten in's Gesicht gespieen; und Alles zog sich in ihm zusammen zu einem einzigen, ungeheurer konzentrirten, seltsam lauernden Haß gegen dieses Wesen, gegen dies eine ungeheure, böse, unbarmherzige Wesen, das ihn da umhöhte, anspie, stieß und trat. Und nur das Eine fühlte er noch, daß er es irgendwo packen, irgendwo sich an ihm rächen, daß er es irgendwo todtschlagen, todt — todt — todtschlagen mußte! . . .

Er schäumte zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Ganz war er in der blinden Wuth, wie sie zwei Männer ergreift, die, das blanke Messer in der Faust, sich auf Tod und Leben gegenüberstehen.

Mit einem schiefen Blick beobachtete er die Ge-

sichter der Vorübergehenden, wie er mit gebücktem Rücken langsam die Straße hinaufbummelte, und überall hatte er die eine und gleiche Vision: überall sah er diesen Spott, diesen Hohn, diesen selben kalten Hohn, dasselbe unbarmherzig höhrende Auge. Es waren Hunderte und Aberhunderte — und doch ein und dasselbe feindliche, unbegreifliche und tödtlich verhasste Gesicht, ein und dasselbe Wesen, das ihn in wechselnder gleitender Gestalt, faßbar unfassbar umgab wie ein Todfeind.

Eine ganze Weile hatte er gestern, als er vom Norden kam, auf der Weidenammer Brücke, gestanden und, über das Geländer gebeugt, in es trübe Wasser hinuntergesehen und hatte gedacht, ob es nicht das Beste wäre, wenn er ein Ende machte und sich hinunterstürzte. Warum hatte es ihn so räthselhaft zurückgehalten?

Wie eine letzte, unauflöslich fressende Schmach und Schande empfand er diesen Aufenthalt in dem schmutzigen Polizeigewahrsam unter all' diesem verkommenen Gesindel.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Und dieses Auge, dieser heimliche Gegner, dieses eine bewußte Wesen, in das sich ihm jetzt die heimliche Schicksalsmacht seines ganzen Lebens zusammenzog und verkörperte, dieser wahnwitzige, erbarmungslose, kalte Reinger, der sich ihm nur gleichsam zu offenbaren anfing, gestern schon in diesem Schutzmann, der ihn von der Promenadenbank gerissen hatte, und heute in all' den Hundert und Hunderten, die an ihm vorüberglitten, dieser Todfeind, der sich an ihn herandrängte und ihn so seltsam zu reizen begann!

Und vor Grimm und treibender Hugelnd fing er an zu weinen.

So irrte er den ganzen Tag über umher, bis er sich gegen Abend wieder draußen im Norden befand.

Die Hände in den Hosentaschen, sein Klappmesser in der Hand herumdrehend, stand er vor einem Hofbau. Die Leute stiegen von den Gerüsten herab und kamen in ihren rothbestäubten Arbeitskleidern aus dem großen, dunklen Thorgang, um sich aus der Arbeit des Tages nach Hanse zu begeben. Viele von ihnen aber gingen in die Stehbierhalle drüber an der Ecke, um bei einem Glas Bier und einer Zigarre sich noch eins zu pflandern.

Unwillkürlich schloß er sich an, betrat das Lokal, setzte sich in einen Winkel und ließ sich sein Fläschchen mit Braunkwein füllen.

Er kippte die halbe Flasche hinunter; halb aus Verlegenheit, in die ihn zwischen diesen Leuten sein heruntergekommener Zustand versetzte. Aber der Alkohol regte ihn auf, wie er ihn so hastig in den nüchternen Magen hinuntergoß, und er gerieth wieder in diese heimlich wirrende, lauernde Stimmung.

Mit unterlaufenden Augen stierte er auf die Gäste. Sie saßen an den kleinen Tischen beieinander, rauchten, tranken, lachten, plauderten und spielten Karte.

Leise und unausgesetzt trommelte er mit seinen harten Fingern auf der Tischplatte herum, piff vor sich hin, zuckelte im Takt mit den Beinen, und sein Auge haftete an den Leuten, als lauere er auf ein Wort und eine Bewegung, die ihn beleidigen könnte.

Aber Niemand beunruhigte sich um ihn.

So saß er eine ganze Weile, als sich die Thür aufthat und ein neuer Gast in das Lokal trat.

Es war ein kleiner, strammer Kerl in einem hellen Maueranzug; blond, mit einem runden, rothigen Gesicht und kleinen, fideleu grauen Zwiheraugen.

Gebelt blickte in die Höhe und starrte ihn an.

Er kannte ihn. Es war Brecht, der Maurerpolier. Gebelt hatte früher viel mit ihm zu thun gehabt; früher, als er noch Fuhrherr war; und hatte wohl manchmal mit ihm zusammengesessen und ihm was zu Gute kommen lassen.

Brecht hatte ihn auf den ersten Blick in seiner

Ede bemerkt. Er stand und fixierte ihn und schien ganz überrascht zu sein.

Für einen Moment hatte Ebelst nun doch bei Seite sehen wollen, um lieber nicht bemerkt zu werden; aber dann blieben seine Blicke an diesen kleinen fröhlichen Funtelangen haften, die ihn selbst zu reizen begannen.

Eine Weile sahen sie einander so an, bis endlich Brecht auf seinen Tisch zutrat.

„Na?“ machte er herablassend, indem er sich setzte. „Ebelst? Wo kommen wir denn her?“

Ebelst lächelte. Es war beinahe sein altes gutmüthiges Lächeln von früher, das gleichsam einen Anflug von Bescheidenheit und Demuth hatte. Aber er sagte nichts; jaß nur ganz still, den Rücken vornübergebogen, die Hände vor sich hin auf der Tischplatte zusammengelegt und sah Brecht mit gekrümmten Augen gerade in's Gesicht.

Aber in ihm klang es immer noch wie ein Echo: „Wo kommen wir denn her?“ Und er fühlte bis in die innerste Seele das Beleidigende und Demüthigende, das in dieser gleichgültigen Bewegung war, mit der sich der Maurer jetzt nach dem Buffet hinwandte und mit seiner lauten, quäsenden Stimme Bier und Zigarren bestellte. Hastig und tief begann Ebelst zu atmen, als wenn ihn auf der Brust etwas würgte, und seine Fingernägel kratzten leise an der anderen Hand.

„Um?“ machte Brecht, indem er sich wieder zu ihm hinkehrte und ihn mit seinen kleinen, grauen Augen selbstbewußt und spöttisch ansah. „Was machen wir denn nun eigentlich?“ Er gähnte Ebelst gerade in's Gesicht.

Ebelst kauete mit den Kinnladen und schluckte; immer mehr nahmen seine Augen und die Haltung seines Kopfes diesen selbst demüthigen, wie bittenden Ausdruck an.

Brecht bekam Bier und Zigarren. Er bestellte, ohne gefragt zu haben, auch für Ebelst.

„Na, da bringen Sie mir 'mal meinem ollen, juten Ebelst hier ooch gleich noch'n Lopp!“ Denn das mußten sie ja doch wohl begießen. Sie hatten sich ja ewig und drei Tage nicht gesehen. Hähähä!

Und nun fing Brecht, die Arme lang über die Tischplatte gelegt, an, zu reden. Die Karre ging wohl schief? Na, nur immer den Kopf oben behalten! Das wird ooch noch 'mal wieder besser kommen!

Das Bier wurde gebracht und neben Ebelst hingestellt, der es aber nicht beachtete und schweigend, wie durch einen Nebel an diesen Augen haftete, da vor ihm. Diesen Augen! ...

„Hähähä! Faja, wenn der Mensch Malheur hat,“ meinte Brecht. Und so eine rechtschaffene, gute Haut, wie Ebelst! Aber er sollte doch 'mal fragen kommen. Sie könnten da auf dem Bau

wohl gut und gern noch einen Handlanger brauchen. Es wäre so gut wie sicher, daß Ebelst Arbeit bekommen werde; und er, Brecht, werde sicher sein Möglichstes thun. Und so fort.

Doch mit einem Male war Ebelst leise zusammengezuckt, seine rechte Hand hatte sich von der anderen gelöst und war in der Hosentasche verschwunden. Er grinste und lachte ganz leise und verwirrt; so ein leises, kurzes, gefälliges Lachen; und nickte mehrere Male kurz mit dem Kopfe, gerade, als wenn er das, was Brecht da hinredete, bestätigen wollte.

Gemüthlich schwatzt Brecht weiter. Aber jetzt solle Ebelst doch 'mal erzählen, wie's ihm nun eigentlich ergangen wäre und ...

Da fährt plötzlich Etwas blitzschnell und haar-scharf von oben hernieder über den Tisch weg auf ihn ein ...

Ein kurzer, ersticker Schrei — und Brecht schlägt mit seinem Stuhl hinüber in das Lokal. Ein Getöse entfährt. Der Wirth stürzt hinter seinem Buffet vor. Die Gäste drängen sich um den Tisch. Brecht liegt lang auf dem Boden. Er ist todt. Ebelst hat ihn mitten in's Herz getroffen.

Er steht da, die Fäuste auf den Tisch gestemmt, mit gekrümmten Funtelangen auf den Todten niederstarrend, und sichert und sichert ...



Neuer Glaube.

In die Welt hinaus, die wilde,
Lautsch mein Obr nach frohen Zeichen,
Heissen Hoffens Denkgebilde
Will der Sehnsucht Blick erreichen.

Wirbelnd mir vorüber stündlich

Zieh'n des Lebens laute Flutben,
In den Tiefen unergründlich
Zuckt geheimnisvolles Gluben.

Nieerschöpfte Kräfte quellen
Aus des Grundes Räthselzonen
Und sie zaubern auf die Wellen
Schimmerndwisse Wunderkronen ...

Tauch' hinab, du durstiges Sehnen,
Zu der Schöpfung heiligen Stätten!
Ihres Wirkens Kunst entleben,
Heisst der Menschheit Freude retten!

Triebkraft kühnsten Sonnenstrebens,
Wirkt es gross im Neugestalten,
Heiss im Pulsschlag unsres Lebens
Zucken neuen Bluts Gewalten.

Durch den Nebel dieser Tage
Führt der Blick ein Dämmerleuchten,
Hoffnung drückt die Hand der Klage
Auf den Mund, der qualgeschredten.

Augen wach und frisch die Sinne,
Abgethan des Duldens Haube,
Wagt, dass Kronen er gewinne,
Stark den Schritt ein neuer Glaube.

Fremdeschöne Zukunftsbieder
Harrt das Spiel der Heberwogen,
Grünroth in den Nebel nieder
Schwimmt ein steter Regenbogen. —

Franz Diederich.

Auf sonnigen Wäldern. Die Sonne steht gerade über dem Meer. Das Meer ist nur leicht bewegt und die im Sonnenlicht glitzernden Wellenkränze hüpfen und plätschern um das Boot, das nach dem Vorge auf dem anderen Jordanufer hinabgleitet.

Zwei Schwärmer fliegen über der Schiffer. Die kleine Jähzucht, die ganze in der Mitte des Bootes, zwischen beiden der Schiffer. Mit der rechten Hand hebt er das Ruder, mit der linken die Segelleine. Er kann seinen Kurs genau seine Handlungen und sein nachträglich, und die ganze Fahrt über

schwächt er dem großen Mädchen Dummheiten vor, aber welche diese garnicht aus dem Lachen herauskommt.

Unter Scherz und Lachen gleiten sie über das Wasser und werden garnicht, daß dunkle Wolken aufziehen und Regen berücken. Sonne und Regen wechseln rasch an der Küste, ebenso rasch, wie Lachen und Weinen im Leben eines jungen Mädchens.

Vom Unterschied kleiner und grosser Bilder plaudert Adolf Philippi in seinem Werke „Küsten und die Seemanns“ (Leipzig und Berlin. E. A. Seemann). Ob ein Bild kleine oder große Figuren hat, scheint etwas rein Neugierliches zu sein, aber es scheint mir so, denn dieser Unterschied greift tief in das Wesen der Malerei. Der größere Maßstab der Figuren verleiht nicht nur die Detailausführung, er ruft auch von sich aus weitere Wirkungen hervor, die im Geogen liegen, Liniengefüge und Komposition, und schließlich führt er ganz von selbst zu einer im Vergleich mit der einzelnen Naturnachahmung erhöhten, mehr idealen Darstellung der Dinge. Auf der anderen Seite stellt sich mit dem kleinen Maßstab, der auf die Einzelausführung angewiesen ist, zugleich noch etwas Tieferes ein, die intime Auf-fassung des Lebens in hundert Beziehungen, das, worauf der Geist und der Reiz ganzer Kunstgattungen beruht. Das Genrebild und die Landschaft der Holländer würden nie geworden sein, was sie uns noch heute sind, wären sie nicht von vornherein an den kleinen Maßstab gebunden gewesen. Dieses aber ist nicht etwa durch ein geistiges Verlangen, ein ästhetisches Bedürfnis gerufen worden, sondern durch ganz äußerliche Umstände. Die Menschen begehrten Schönheit für ihre Wohnungen, und die Zimmer, in die sie ihre Bilder hängen konnten, waren klein im Vergleich zu den Kirchen und Rathhausgalerien, für die die Großmalerei arbeiteten. Wir nehmen die äußeren Vorgänge wahr und halten sie wohl auch für bestimmend, aber unbewusst hat sich der Geist im Materiellen seinen Weg gesucht, und der bleibt zuletzt für uns das Wichtigste.

Die an sich nicht viel bedeutenden Maler kleinerer Figuren waren gute Naturbeobachter im Einzelnen, sie laßen auf, was die Großmalerei am Wege hatten liegen lassen, aber ihre Begabung reichte nicht aus, um eine ausgeprägte, bildmäßig befriedigende Gattung zu schaffen. Die blamäthenen Kleinmalerei, deren Hauptvertreter Snahers, de Waal, Coques, Lemiers, Tilborgh und Nydaert waren, sind die Maler der „Conversationsbilder“ und Bauern-bilder, von denen so manches Stück heute noch in den besten Galerien hängt.

Purpurfärberei an der Küste von Tehuantepec (Mexico). Mexiko und Guatemala sind keine wilden Länder. Der Reisende, der sich dorthin begiebt, um Vögel und Kraken, Thier- und Pflanzenwelt, oder was sonst das Gebiet seiner Forschungen sein mag, kann zu lernen, wird eine große Fülle von Wissen-schätzen einheimen. So etwa äußert sich Caecilie

Seier in der Einleitung zu ihrem Buche „Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala“ (Berlin, Dietrich Reimer), dem wir die Schilderung der zentralameri-kanischen Purpurfärberei entnehmen: In S. Bartolo Nahtepec trat uns zuerst die eigenthümlich malerische Frauenracht (des Distrikts) von Tehuantepec entgegen, die von der Weibertracht des Hochlandes nicht unwesentlich abweicht. Der Modus — wie in ganz Mexiko und Centralamerika die Mantel an-gezogen sind — das meist bis an die Knöchel reichende, von buntem Binde um die Hüften festgehaltene Hüftstück — ist hier von leichterem Stoff, als im Thal von Oaxaca. Er war in S. Bartolo und auch weiterhin in den Dörfern überall dunkelblau, mit dem im Lande gebauten Indigo gefärbt. Die Schönen von Tehuantepec sind züchtig, bevorzugen die rotte Farbe. Die mit im-portirtem, türkischen Roth gefärbten Hüftstücke sind theurer; am theuersten aber die mit echtem Purpur gefärbten. Denn an der Küste von Tehuantepec dient heute noch der Saft der Purpurschnecke zum Färben. Ob die Alten diese Sitte schon kannten, oder ob er sie die Spanier eingeführt haben, ist nicht mit Sicher-heit zu entscheiden. In den alten Berichten ist keine Stelle befannt, die davon erzählt. Da die Schnecke nicht sehr häufig ist, oft bis nach Guatulo hinauf ge-sucht werden muß, und nur wenig Farbe liefert, zahlte ich für einen purpurnen Mod 118 Rejos (=57,50 Mark). Sorgfältig wird die Schnecke von der Felswand ab-gehoben, angeblasen oder angepöpiert. Sie giebt dann einen wasserhellen Saft von sich, durch den man den weißen Faden zieht, der sich beim Trocknen an der Luft rothviolett färbt. Die Schnecke wird wieder in's Wasser gesetzt, nachdem sie gethan, was man von ihr verlangt. So viel mir bekannt, wird sonst nirgends in der Welt dieser echte Purpur des Alterthums zum Färben verwendet, als an den Küsten des Stillen Ozeans. Thomas Gage, der im Jahre 1624 schrieb, berichtet, daß in ähnlicher Weise die Indianer von Nicoya an der pacifischen Küste von Costa Rica die Schnecken an Meeresufer sammeln und die dafelbst gespinnene Fita (Agavefaser) damit färben, wodurch sie einen besonderen Handelswerth erhalte. Die Indus-trie hat sich dort bis heutigen Tages erhalten. Von daher hat Professor von Martens mit dem Saft der Purpurschnecke gefärbtes Baumwollgarn und einige Exemplare der Schnecke selbst erhalten. Es ist die Purpura patula, die zu den wenigen Arten gehört, die in ganz ähnlichen Formen an beiden Küsten Mittelamerikas vorkommen. Da auch in alten Gräbern der Küstengegend von Peru purpurgefärbte Gewebe gefunden werden, so nimmt Professor von Martens an, daß diese Färberei nicht erst von den Spaniern eingeführt sein könne.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuhstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!